

IX Im Barte

Im engsten Zusammenhang mit der verkappten Religion des Willens stehen die der Rassezüchtung. Die einen kommen nicht ohne die anderen vor. Dem Glauben an den Tatmenschen tritt fast überall sein eigener Gegensatz, der Glaube an die Rasse und ihre grundlegende Lebensbedeutung, zur Seite.

Natürlich ist die Tatsache, von der dieser Glaube ausgeht, ganz unbestreitbar: über die Möglichkeiten, die mir bei meiner Geburt mitgegeben worden sind, kann ich nicht hinaus. Jeder Wille in uns hat seine körperlichen und geistigen Grenzen.

Aber das meint der Glaube an die Rasse nicht. Er sucht vielmehr etwas Positives, schafft ein Wunschbild. Der deutsche Rasseforscher will nicht etwa sagen, was ganz richtig wäre, daß wir Deutschen nicht das können, was die Romanen können, weil wir eben Deutsche sind, und daß die Romanen nicht das können, was wir können. Er will gerade umgekehrt zeigen, daß wir auch das können, was die Romanen können, und noch etwas dazu. Praktisch erweist sich beim Einzelnen und in der Ausdehnung auf sein Volk oder seinen Stamm der Glaube an Rasse als verkappte Religion; als das Mittel nämlich, alle Vorzüge und Möglichkeiten sich selber zuzuschreiben, nicht auf Grund von Leistungen, sondern auf Grund einer von vornherein vorhandenen Überzeugung, denen wirkliche Leistungen nur als Stütze dienen.

Man braucht nicht von den einzelnen Widersprüchen zu reden, an denen die Rasselehre so unendlich reich ist, kann sich auch den Nachweis schenken, daß alle ihre Grundbegriffe — Stammbezeichnungen und Zuteilungen usw. — je nach dem Spezialglauben des einzelnen Forschers schwanken. Denn selbst in der Katheder-Philosophie schwanken ja die Definitionen erheblich. Die Gefahr einer leichtsinnigen Subsumtion besteht bei allen verkappten Religionen und ist nur eine Folge ihrer Monomanie.

Hingegen kann es vielleicht nützlich sein, der Stellung der

Intuition einige Worte zu widmen. Gerade die Gläubigen der Rasse geben ganz offen zu, daß ihre Ergebnisse vorher feststehen, aus der Intuition entsprungen seien. Das sei, sagen sie, ihre Stärke gegenüber der zerlegenden offiziellen Wissenschaft, die zu keiner Synthesis komme. Es sei geradezu das Kennzeichen des bedeutenden Forschers, daß seine Ergebnisse vorher durch Ahnung und Schau feststünden; alle Ergebnisse, die ein Mensch aussprechen könne, seien durch sein Blut, durch seine Rasse von vornherein gegeben.

Daß man nichts erreichen wird, wenn man nicht von vornherein weiß, worauf man zugeht, leuchtet ein. Selbst in der Mathematik, der abstraktesten Verstandeswissenschaft, noch bietet Fermat, der seine Beweise verlor, ohne daß deshalb die Richtigkeit seiner Sätze angezweifelt werden könnte, einen Hinweis darauf, daß auch dort der Schaffensprozeß mit Ahnung, nicht mit einer ziellos einsetzenden Verstandesoperation beginnt.

Fermat verlor seine Beweise. Aber das Übel bei Chamberlain und noch mehr bei anderen Begründern des Rasseglaubens ist, nicht, daß sie den Beweis verloren, sondern daß sie ihn überhaupt nicht erst gefunden haben. Gerade weil die Intuition das Ursprüngliche ist, ist die Analyse so ungeheuer wertvoll und wichtig. Es ist gar keine Kunst, Felsblöcke zu sehen; jedermann sieht sie; aber wie bewegen wir sie, wenn nicht durch Zerlegung? Was sich Rasseforschung nennt, tritt mit der ganzen Zuchtlosigkeit einer Schundliteratur auf, die sich für Dichtung hält. Sie hat ganz recht damit, daß unsere Geburt, unsere Rasse ein Geheimnis sei. Aber wozu sind wir aus dem Geheimnis auf die Welt gekommen, wenn wir hier in Geheimniskrämerei weiterwursteln können? Eine kurze Spanne Zeit ist uns zugemessen und was ist ihr Sinn, wenn nicht das Streben nach Klarheit?

Immerhin könnte die Haltung, das Blut zu bejahen, den Geist zu verneinen, noch konsequent sein. Merkwürdigerweise aber widerspricht die Methode vollkommen der Absicht. Aus Sehnsucht nach dem Blut, dem Unerklärlichen, gelangt der Rasseforscher, soweit er ein Hinterweltler ist, zu einem System

der Zeichendeutung, das an Rationalismus kaum übertroffen werden kann. Nichts, aber auch gar nichts, bleibt von einer verstandesmäßigen Deutung verschont und aus der Neigung zum Großen und Allgemeinen gelangt der Rasseforscher zu einer Kleinlichkeit, die schwerlich von irgend jemand anders aufgebracht wird. An Stelle des einen großen Geheimnisses, das jeder von uns als solches anerkennt, treten je nach dem Spezialrausch des einzelnen Forschers unendlich viele kleine Rätsel, an denen er seinen Witz übt.

Dieser Einwand gilt nur der äußeren Methode. Ganz derselbe Widerspruch zwischen Absicht und Erreichtem tritt jedoch auf, wenn wir die Sache von innen ansehen.

Um bei der deutschen Rasseforschung zu bleiben (denn während sonst die verkappten Religionen heute ziemlich international sind, ist der Glaube an die Rasse und seine rationalistische Zeichendeuterei leider hauptsächlich eine deutsche Krankheit), so ist es ganz klar, daß die populäre Vorstellung von den „alten Germanen“, die durch Wagner neu gefestigt worden ist, mannigfacher Korrekturen bedarf. Die populäre Vorstellung vom alten germanischen Recken gipfelt ungefähr in der des Wagnersängers mit viel Haar im Gesicht, einer funkelnden Brünne und einem ungeheueren Vorrat an ausströmenden heroischen Gefühlen. Tacitus tut noch die Keuschheit hinzu.

Die Quellen außer Tacitus, der mehr einen Sittenspiegel für seine Römer als eine deutsche Völkerkunde im Auge hatte, wissen es anders. Man braucht nur einen flüchtigen Blick in die Spruchweisheit der Edda zu werfen und man wird den Verdacht nicht los, daß die alten Germanen beträchtlich hinter der Darstellung unserer ehemaligen Hoftheater zurückbleiben. Vom Kampf heißt es da nicht etwa nur: Sei tapfer; kehre dem Gegner nie den Rücken; wehre dich bis zum Tode; sondern auch: Kämpfe möglichst so, daß der Gegner die Sonne im Gesicht hat. Von der Liebe heißt es nicht: Sei keusch und züchtig; rede nur lyrisch mit ihr; sondern ganz handfest: erstens sind wir Männer alle Windhunde, aber mit Schwatzen bekommen wir schon herum; wenn das nicht geht, dann lobe ihre

Figur; und wenn du sie zur Lust verlocken willst, dann versprich ihr schöne Geschenke; ganz honett — der einzige Anklang an Tacitus — wird hinzugefügt: gib sie ihr aber auch, denn du kannst einen solchen Genuß nie teuer genug bezahlen. Die ganze Spruchweisheit ist durchzogen mit Warnungen. Und wenn man aus ihr schließen darf, so scheinen ihre Verfasser, statt Wagnersänger, ganz gründlich welterfahrene Skeptiker gewesen zu sein, die gar keine Scheu hatten, „auszusprechen, was ist“. Vor allem aber scheidet sie vom Wagnersänger, wie vom Rasseforscher, das, daß sie weit davon entfernt sind, sich selbst für vollkommen zu halten. Sie sind Weltleute, ganz umgänglich. Der Bart fehlt; oder ist doch mindestens nicht nach innen gewachsen.

Hier könnte eine recht dankenswerte Aufgabe der Rasseforschung liegen, eine Aufgabe sogar von praktischer Bedeutung. Denn das Urteil über die Deutschen ist mitbestimmt von dem Urteil über die alten deutschen Recken im Barte. (Insofern ist sogar Wagner, der der deutschen Musik zu einem neuen Siegeszug über die Welt verhalf, für uns einigermaßen von Schaden gewesen.) Die Entbartung der alten Germanen ist wissenschaftlich und ästhetisch, ja vielleicht sogar für unser eigenes Lebensgefühl nicht ganz unwichtig.

Ein Teil der Rasseforschung gibt denn auch vor, diesem Ziel zu dienen, und ein anderer, allerdings sehr schmaler Teil, dient ihr wirklich. Der letztere überwindet die verkappte Religion und wird nüchterne Wissenschaft, wie jede andere, ohne Gefühlsbetonung und deshalb von wirklichem Wert für unser Gefühl gegenüber unserer ältesten Vergangenheit. Weit aus die Mehrzahl der Rassegläubigen aber tut genau das Umgekehrte. Wenn sie wirklich den alten Germanen von seinem Rauschbart befreien, lassen sie ihm dafür die Weltesche Iggdrasil aus dem Nabel hervorwachsen. Hier verschwistert sich die Rasseforschung mit den offen angezeigten Versuchen, wie im Wotanismus und in der Theosophie, Religion durch neue zu ersetzen: Versuchen, die im Schlußabschnitt des Buches untersucht werden sollen.

Bleiben wir vorläufig bei dem Rasseglauben im engeren Sinn, so ist festzustellen, daß er in allem und jedem genau das Gegenteil von dem erreicht, wovon er ausgeht. Er möchte seinem Volke den Stolz auf Blut und Abstammung beibringen und würde, wenn er jemals sich durchsetzen könnte, gerade das Gegenteil erreicht haben. Er ist geradezu grotesk deterministisch und die strengste Gleichheits- und Gebundenheitslehre, die je aufgetaucht ist. Selbst Calvin behauptete doch nur, daß der Mensch zur Seligkeit oder zur Verdammnis prädestiniert sei. Die Rasselehre behauptet, daß er in allem, hier und drüben determiniert sei. Sie kennt keine Erlösung, auch wenn sie noch so eifrig mit dem Erlösungsmotiv spielt, und kein Erbarmen.

Dieses Welt- und Menschebild könnte, wie das calvinistische, von starrer Großartigkeit sein, wenn nicht die Gläubigen der Rasse uns fortwährend herzhafte ermunterten, uns unserer Rasse zu freuen und auf sie stolz zu sein. Aber wie kann ich über irgend etwas stolz und in irgend etwas demütig sein, wenn ich nur das Produkt meiner Rasse bin? Wie kann ich von einem Menschen etwas lernen oder ihn etwas lehren, wenn die Rasse über unsere Möglichkeiten bereits entschieden hat?

Ibsens „Gespenster“ gelten mit Recht als veraltet; aber sie zeigen deutlich, wo die verkappte Religion der Rasse hingehört: nicht zu einem neuen Idealismus, sondern zu dem alten Naturalismus. Nur daß Ibsen viel klarer war. Denn er erkannte, daß Rasse immer eine Angelegenheit der Familie ist, niemals soweit die Unterscheidung praktisch brauchbar bleibt, eine Angelegenheit größerer Verbände. Man kann, so unzureichend immer die Ableitung sein mag, Oswald Alving als Abkömmling des Kammerherren zur Not begreifen; aber wer behauptet, daß er sich als Arier begreifen könne, der verfügt über beträchtliche konstruktive Fähigkeiten: er belügt entweder sich oder die anderen. Natürlich kann ich mich als Gegensatz zu einem — von mir erst konstruierten! — Juden zur Not verstehen; aber zweifellos kann ich mich weit natürlicher und klarer als Gegensatz zu meinem besten Freunde oder zu meinem Vater verstehen.

Aber, so wird man einwenden, wenn Rasse eine Angelegen-

heit der Familie und der Persönlichkeit ist, wie können wir uns dann als Deutsche begreifen? Und da kommen wir auf den noch schwereren Einwand gegen den Rasseglauben, seine Ausschließlichkeit. Hier wird die Monomanie tatsächlich Frevel am Leben: weil sie zum Leben in besonders naher Beziehung zu stehen und es besonders gründlich zu deuten behauptet. Der Rasseglaube verachtet tatsächlich alle anderen Beziehungen und Gebundenheiten, die ganze Irrationalität des Daseins (von der er doch ausging und die das Leben doch erst lebenswert macht) zugunsten dieses einen Faktors, der Rasse. Er möchte das Leben weiter, heller, strahlender machen: aber er macht es eng und dunkel.

Ich kann mich, um darauf zurückzukommen, als Deutscher vollkommen begreifen. Daß ich der Rasse nach Deutscher bin, mag dabei Voraussetzung sein. Obgleich sicher viel mehr entscheidend für meine Art ist, daß ich Niederdeutscher bin. (Bezeichnend übrigens, daß man, wenn man von Rasse spricht, mit ich sprechen muß!) Das verhältnismäßig leichte und vollkommene Verstehen meiner Volkszugehörigkeit rührt daher, daß mich außer der Rasse noch Hunderte von anderen Banden an die Heimat knüpfen: Sprache, Brauch, Familie, Freunde, Jugendeindrücke, Kunst, Beruf, das ganze Auf und Ab des täglichen Lebens — aus denen jeder einzelne Bestandteil zu überwinden und zu ersetzen sein mag, die aber in ihrer Gesamtheit ein vollkommen unzerreißbares, weil völlig irrationales Band sind. Der Rassegläubige, auch wenn er alle diese Dinge ausführlich berücksichtigt, verwechselt doch fortwährend die aller-elementarste Ursache, die Geburt, mit den allerwunderbarsten Folgen, dem Leben. Er gleicht einem Physiologen, der beim Samen und beim Ei stehen bleibt, vor lauter Bewunderung nicht weiterkommt und hartnäckig spricht: hic homo. Daß nicht Same und Ei, sondern der Mensch, nicht die Rasse, sondern die Geschichte das Wunderbare und Entscheidende ist, will er nicht sehen. Er zieht es vor, die Geschichte zu kastrieren. So gelingt es ihm, durch längeres mystagogisches Training alles aus einem Punkte zu erklären. Er schafft sich ein Weltbild, das trotz aller

irren Phantastik im einzelnen an Einförmigkeit vom Monismus nicht überboten wird; und das immer wieder zerstört wird durch den elementaren Widerspruch zwischen der Forderung eines freien, freudigen Stolzes auf der einen und eines kleinlichen Determinismus auf der andern Seite.

Aber es ist unrecht, dem Rasseglauben nur den Vorwurf der Phantastik zu machen. Er hat ja auch eine andere sehr praktische Seite. Neben dem Versuch, die ganze Weltgeschichte aus der Rasse zu erklären, steht ja der andere Versuch, Rassemenschen zu züchten, neben der Historie die Biologie.

Wir brauchen uns bei ihr nicht lange aufzuhalten. Es ist klar, daß sie den Rassemenschen vor lauter Bewunderung auf die Stufe des Schafes hinunterdrückt.

Wir können Tierrassen veredeln. Was heißt das? Wir können an ihnen ganz bestimmte Eigenschaften stärker entwickeln, als sie im gewöhnlichen Exemplar vorhanden sind. Wir können eine Schafrasse ziehen, die mehr und mehr Wolle gibt, und eine andere, die mehr und mehr Fleisch gibt. Wir können es soweit bringen, daß das eine Schaf beinahe nur noch aus Wolle und das andere beinahe nur noch aus Fleisch besteht. Wir können Pferde auf Schnelligkeit züchten oder auf Kraft.

Es spricht gar nichts dagegen, daß diese Kunst nicht auf Menschen zu übertragen wäre; daß nicht ein Kannibalenstamm sich ungemein fette Gefangene großziehen könnte oder daß ein neuer Friedrich Wilhelm I. seine Riesengarde nicht durch Presung, sondern durch Paarung sich herstellt. In Mecklenburg soll es vorgekommen sein, daß sich die Landesfürsten Schnellläufer zogen.

Ja, wir können voraussichtlich sogar mehr tun. Wie wir durch Kreuzung das Arbeitspferd züchten, das weder besondere Kraft noch besondere Schnelligkeit, sondern beides nur in dem genügenden, soliden Maß besitzt, so könnten wir auch ein solides, gesundes menschliches Arbeitstier ohne viel Bedürfnisse züchten. In allerneuester Zeit wird ja die Sklaverei gerade von den Hinterweltlern der Rasse wieder biologisch begründet und sittlich gerechtfertigt. Daß das Verfahren nicht gerade menschlich

ist, daß die Arbeitstiere erst in dem Augenblick zu Menschen und zu Rassemenschen würden, wo sie ihren Züchtern den Kopf vor die Füße legen, darauf werden wir später noch zurückkommen. Vorläufig genügt es, im rein biologischen Bereich zu bleiben.

Und da sehen wir, daß die Rassezüchtung auch beim Menschen alle möglichen und noch mehr unmöglichen Spielarten ergeben könnte; bloß eine nicht, den Menschen, der sich in irgend etwas auszeichnet, das über das engste Körperliche hinausgeht. Es ist schon nicht ganz richtig, daß Friedrich Wilhelm I. seine langen Kerls allein durch Paarung hätte erzielen können. Sie wurden nicht nur gezeugt, sondern auch durch Drill erzogen. Nicht einmal ganz mechanische Fähigkeiten lassen sich nach dem einfachen Rezept der Rasse-Biologie schaffen. Schon bei alten Akrobatenfamilien wird die Erziehung, das Training, ebenso wichtig wie die von den Vorfahren ererbte Anlage und bei alten Aristokratenfamilien ist sogar die Erziehung, das Training, das einzig Wichtige und Auszeichnende: weder mit den körperlichen noch mit den geistigen Kräften ist es am Schluß eines langen, reinen Stammbaumes weit her. Je höher hinauf wir gehen, je mehr wir nicht engbegrenzte Spezialfähigkeiten des Körpers, sondern den Vollmenschen verlangen, desto mehr Faktoren treten hinzu. Schon für den ganz simplen Durchschnittsmenschen genügt es nicht mehr, daß Vater und Mutter von guter Art sind; das ist nur die Voraussetzung: Erziehung, Beispiel der Eltern, Umwelt, machen erst den Menschen.

Aber vielleicht schränken die Rassebiologen ihre Behauptung darauf ein, daß Vater und Mutter eben von guter Art sein müßten, sonst bleibe Beispiel, Erziehung, Umwelt wirkungslos. Nur bleibt es zweifelhaft, was unter diesem „von guter Art“ zu verstehen ist. Erkenntnis der guten Art ist posthum. Wenn Eltern eine Nachkommenschaft haben, aus der etwas wird, so werden wir schließen, daß beide von guter Art gewesen sein müssen. Die crux ist nur, daß wir es vorher nicht erkennen können. Ein Pommerscher Landjunker, einer aus dem Dutzend, der sich für nicht viel mehr als für Rotspon und Gäule inter-

essiert, heiratet eine Berliner Beamtentochter, ein nervöses, kühles, spitziges Ding, noch dazu von bürgerlicher Abkunft, für Rasseinheit keine Gewähr bietend, nicht ganz gut passend in die Lebensverhältnisse und den Menschenkreis, in den sie eintritt, von — wie damalige Rassebiologen sicher hätten konstatieren müssen — etwas blassem, verdünnten Blut — und dieser *mésalliance*, dieser offenbaren, die rassebiologischen Gesetze gar nicht beachtenden amurösen Unüberlegtheit des adeligen Landjunkers verdankt sein Dasein Otto von Bismarck.

Die Rassegläubigen haben ganz recht darin, daß die Stimme des Blutes ungemein wichtig ist. Ihr Unrecht besteht bloß darin, daß sie sie nicht hören wollen. Denn sie spricht aus jedem von uns. Sie ist keine aristokratische, sondern eine demokratische Eigenschaft. Keine Weisheit und Vorsicht, sondern Torheit und Kühnheit. Wir nennen sie Liebe. Und ihr Wesen ist, alle Rezepte gründlich zu verachten, sie ist Welt, nicht Hinterwelt.

Gerade deshalb, wird man mir sagen, können die Rezepte des Blutes gegen die Stimme des Blutes nicht ankommen. Der verdrehte Versuch, aus Liebe zum Blut das Blut zu intellektualisieren, wird immer erfolglos bleiben. Du bemühst dich um einen Gegenbeweis, der bei der Ungleichartigkeit der Kräfte gerade auf diesem Felde nicht nottut. Auch mir liegt wenig daran, Rassephantastik und Rassebiologie aus der Welt zu schaffen. Nur ist gerade an ihnen der eine Zug besonders deutlich zu sehen, der viele verkappten Religionen bezeichnet: daß sie nämlich die Intuition an eine Chiffre binden, das Geheimnis glatt verständlich machen, der wilden, weiten Welt mit einem Rezept zu Leibe gehen möchten — und das alles, indem sie sich auf das Geheimnis, die Intuition, das Blut, die wilde weite Welt berufen. Jede verkappte Religion wirkt ihre eigenen Ausgangssätze ins Gegenteil um.

Außerdem gibt es eine mildere, man möchte sagen gebildet gewordene Form des Rasseglaubens, die von sehr vielen Leuten arglos angenommen wird, welche den Rassegläubigen im engeren Sinn fromm das Kreuz schlagen würden. Die mildere Dosis nennt sich organische Entwicklung. Das Verhältnis beider An-

schauungen ist ganz ähnlich wie das zwischen Übermensch und amor fati. Amor fati und organische Entwicklung wissen den äußeren Schein der verkappten Religion weislich zu meiden.

Die Erkenntnis der organischen Entwicklung ist nicht nur, wie die der guten Art, immer posthum; sie wird sogar glattweg unterschoben. Nirgends ist das biologische Bild gefährlicher als in der Anwendung auf die Geschichte und um je größere Komplexe es sich handelt, um so sinnloser wird es. Im Staatenleben der Völker hieße organisch sich entwickeln wollen so viel wie auf Politik verzichten, denn die Natur schafft absichtslos: organisch ist nur ein anderes Wort für zweckfrei. Mag der Mensch immerhin sich denken, er habe sich organisch aus dem Affen entwickelt, der Affe seinerseits wird kaum, trotzdem das Resultat für ihn doch nicht ganz entmutigend wäre, die Anschauung vertreten, er habe organisch, aus sich heraus, den Menschen entwickelt. Er dürfte vielmehr diesen, der ihm voll Absicht und Tücke mit Pulver oder Käfig zu Leibe geht, als scheußlichen Revolutionär und Anarchisten empfinden.

Ein anderes Beispiel: noch vor einer, geschichtlich gedacht, nichtigen Zeitspanne, empfanden wir bei aller Kritik im einzelnen Bismarcks Werk als durchaus organisch. In der geschichtlichen Entwicklung lange vor Bismarcks Auftreten, ja vor seiner Geburt, meinten wir die Triebe zu spüren, die schließlich den Bismarckschen Staat hervorbringen mußten, wie ein Baum die Frucht, eine Blume ihre Blüte. Das war, nachdem Bismarck sein Werk getan hatte. Er selbst hingegen bestätigt, daß, als das Reich endlich fertig war, niemand damit zufrieden sein wollte, da man es durchaus nicht als organisch und lebendig, sondern als politisch und künstlich empfand. In unserer Generation war vor dem Krieg dieses Gefühl verschwunden; wir hielten das Reich für organisch, bis in einem bestimmten Stadium des Krieges und zwar durchaus nicht nur auf Zureden der Gegner, sondern „organisch“, von innen heraus, der Gegensatz zwischen deutscher Weite und preußischer Straffheit, zwischen Weimar und Potsdam als lastend, Bismarcks Werk als unorganisch, längst nicht alle Möglichkeiten umfassend, em-

pfunden wurde. Constantin Frantz und Friedrich Wilhelm Förster schienen damals über Bismarck zu siegen. Dann kam die Revolution und ihre Politik versuchte, straffer zusammenzufassen, als Bismarck es getan oder vermocht hätte — und schon empfanden wir nach dem Gesetz des Widerspruchs Bismarcks Werk von neuem als das organische. Das sind nicht weniger als vier umschlagende Meinungen in etwas über fünfzig Jahren auf einem Gebiet, wo jeder von uns noch lebendig mitempfindet: und sie genügen jedenfalls vollauf, um den Unterschied zwischen Politik, die immer etwas Gewolltes, dadurch Sprunghaftes ist, und organischer Entwicklung, zwischen absichtsvoller Staatskunst und absichtslosem Naturschaffen darzutun. Wenn wir gefragt werden, sei es als einzelne, sei es als Volk: wohin geht eure organische Entwicklung? so werden wir ehrlicherweise dem Frager nur antworten können: Wir wollen das und das. Im übrigen: warte 100 Jahre! Nein, warte 500 Jahre! Nein, warte, bis der letzte von uns gestorben und bis die letzte Wirkung des letzten von uns ausgetilgt ist! Volks- und Menschengeschichte ist kein Fünfkaker und nur Neger- und Indianerstämme haben noch die glückliche, weil dramatisch-bewegte Tragik wirklichen Untergangs. Große Völker und Kulturen kommen so billig nicht davon: es ist leicht, unterzugehen, aber schwer, Übergang zu finden.

Auch der Glaube an organische Entwicklung, sei er nun optimistisch oder pessimistisch, führt schließlich dazu, dem Weltlauf ein Rezept, eine Chiffre unterzulegen, das religiöse Eingeständnis, daß wir zwar wollen, aber nicht wissen, durch gemilderte und gebildete verkappte Religion zu umgehen.